

ROMAN

Kampf um Selbstachtung

Die peruanische Schriftstellerin Gabriela Wiener spürt ihrem eigenen kolonialen Erbe nach – und fragt, wie sich Verrat in Körper und Biografien einschreibt.

VON EVA PFISTER

Gabriela Wiener steht im Musée du quai Branly, dem Museum für aussereuropäische Kunst in Paris, vor peruanischen Grabbeigaben aus der prähispanischen Zeit, darunter viele Keramikgefäße in Form von Köpfen: «In der Vitrine vermischt sich mein Spiegelbild mit den Umrissen dieser Gesichter mit brauner Haut, mit Augen wie kleinen, funkelnden Wunden, Nasen und Wangen aus so blander Bronze wie meine ...».

Wiener ist eine «chola» – ein peruanisches Schimpfwort für eine Person mit indigenen Vorfahren. Ihr erster Roman, «Unentdeckt», der vergangenes Jahr auf der Longlist des International Booker Prize stand, ist eine weitgehend autobiografische Auseinandersetzung mit dem Erbe des Kolonialismus, das die Autorin als Zwiespalt in der eigenen Identität erlebt. Denn ihr Ururgrossvater war der österreichische Forscher Charles Wiener, der in den 1870er Jahren Peru und Bolivien bereiste. Als selbsterkannter Archäologe erbeutete er die Keramikköpfe, in denen seine Ururenkelin nun ihre Züge wiedererkennt.

Der Verrat

«Ein Ururgrossvater ist kaum mehr als eine Spur in einem Leben, es sei denn, er hat läpische viertausend präkolumbianische Objekte mit nach Europa genommen», schreibt Wiener. Für die peruanische Schriftstellerin sind die Archäologen des 19. Jahrhunderts schlicht «haqueros», Grabräuber. Charles Wiener war außerdem ein Hochstapler, der Orte als seine Entdeckung ausgab, die vor ihm schon andere Europäer «gefunden» hatten. Aber er ist eben auch ein Verwandter: Eine Urkunde aus dem Jahr 1877 belegt, dass Wiener's Ururgrossmutter María Rodríguez ein Kind taufen liess, Carlos, leiblicher Sohn von «Don Manuel Wiener».

Gabriela Wiener wächst mit der Erzählung auf, dass das ein Irrtum sei, dass in der Urkunde eigentlich «Charles» statt «Manuel» stehen müsste. Die peruanische Familie Wiener ist stolz auf ihren weissen Vorfahren. Aber als die Autorin selbst Nachforschungen anstellt, sagt ihr ein französischer Historiker, dass es fraglich sei, ob wirklich der Forscher ihr Urahn sei. Sie werde hier «vom Spezialisten in Zweifel gezogen», schreibt sie, «wie eine beliebige weitere nebulöse Entdeckung Wieners».

Charles (oder eben Manuel) Wiener hat sein Kind in Peru nie gesehen, er verschwand, bevor es auf die Welt kam. In der Familie wurde der weisse «Ahnherren» zwar verehrt, in jeder Wohnung stand sein Bild auf einer Kommode, aber von diesem Verrat wurde nie gesprochen. Und hat sich der Verrat an den «cholas» nicht wiederholt? Der Vater der Autorin, dessen Haut sehr hell war, heiratete eine «chola», führte aber dreissig Jahre lang eine Parallelbeziehung mit einer anderen Frau. «Ich bin die Tochter der Ehefrau», schreibt Gabriela

Wiener, aber das empfindet sie nicht als Vor teil, denn sie ist ja die Tochter der Verratenen.

«Unentdeckt» ist Kolonialismuskritik aus der Sicht einer Betroffenen. Wiener schreibt vor allem darüber, was der Kolonialismus in den Seelen und Körpern anrichtet. Selbst leidet sie unter extremer Eifersucht, mit der sie ihre Liebsten belastet, ihren peruanischen Ehemann ebenso wie ihre spanische Geliebte. Ständige Angst vor Verrat begleitet sie durch das Leben. Für die Ich-Erzählerin, die wie die Autorin heisst und wohl mit ihr identisch ist, spielt vielleicht deshalb Sexualität eine so grosse Rolle – eine übermässige, wie sie selbstkritisch reflektiert: «Ich brauche zu viel Sex, um zu vergessen, wie wenig ich mich liebe, wie wenig ich geliebt wurde.»

Viele Südamerikaner:innen, schreibt Wiener, litteten unter Minderwertigkeitsgefühlen, vor allem, wenn sie in Europa nur als billige Arbeitskräfte wahrgenommen würden. In Madrid wird sie von ihrer spanischen Freundin zu deren Grossmutter mitgenommen. Diese fragt, ob sie denn gut putzen könne, und bleibt taub für die Erklärung der Enkelin, dass Gabriela eine erfolgreiche Journalistin sei, die zum Beispiel für eine Reportage über Gewalt gegen Frauen den peruanischen Nationalen Journalistenpreis erhalten habe.

Literarische Selbstentdeckung

In seinem Buch «Perú y Bolivia» macht Charles Wiener aus seiner Verachtung für die indigene Bevölkerung keinen Hehl. Voller Ekel beschreibt er eine alkoholkranke Frau, der er einen Jungen abkauft, um ihn mit nach Frankreich zu nehmen und dort zu «zivilisieren». Gabriela Wiener ist entsetzt, als sie diese Passage liest: «Er nimmt ihr nicht nur ihren Sohn, sondern er misshandelt sie auch noch mit seiner Erzählung, in der er sich selbst als weissen Retter aufbaut.» Vergeblich versucht sie herauszufinden, was mit dem Kind geschehen ist.

Für intensive, auch schmerzhafte Selbstanalysen ist die Autorin bekannt, wie sie selbst in «Unentdeckt» einmal erwähnt; auch durch ihr Memoir «Nueve Lunas» über ihre Schwangerschaft oder die «Sexografías», ihre Essays über Sexualität. Sie kämpft literarisch gegen Scham und Selbstverachtung, indem sie die Finger in alle Wunden legt, die sie findet, und diese sehr genau untersucht. Gegen die Kolonialisierung der «Entdecker» setzt sie die Selbstentdeckung: «Hören wir nie auf zu suchen, was wir waren, um zu werden, was wir träumen.»



Gabriela Wiener: «Unentdeckt». Roman. Aus dem Spanischen von Friederike von Criegern. Kanon Verlag. Berlin 2025. 192 Seiten.

Gabriela Wiener liest am Freitag, 30. Mai, um 11.30 Uhr im Theatersaal an den Solothurner Literaturtagen.



Gabriela Wiener's Ururgrossvater war ein Grabräuber aus Europa. Nun stürzt die Autorin den über Generationen verehrten «Ahnherren» vom Sockel. FOTO: AMIR HAMJA, LAIF



AUSSTELLUNG

Auf den Spuren des Sponsors

Abschlussveranstaltung am Samstag, 24. Mai, ab 18 Uhr in der Coalmine, Winterthur. Inklusive Performance und Diskussion zu den kolonialen Verstrickungen der Firma Volkart in Indien. Anmeldung unter info@coalmine.ch.

Schneeweisse Baumwollstoffbahnen verkleiden die Wände des einstigen Kohlekellers im Volkarthaus direkt beim Bahnhof Winterthur. Sie sind das Werk von Stefanie Knobel – und werden auch zur Kulisse einer Performance der Künstlerin, die am Samstag noch einmal live aufgeführt wird. Knobels «On Surfaces and Structures» ist wohl die erste Ausstellung in diesem auf den Namen Coalmine getauften Kunstraum, die sich direkt mit der Herkunft des Vermögens hinter der Volkart-Stiftung befasst, die den Raum seit 25 Jahren betreibt und finanziert.

Die Handelsfirma Volkart, 1851 gegründet, wurde zu einem der mächtigsten Baumwollzwischenhändler der Welt. In den Fußstapfen der europäischen Kolonialmächte war sie auch Teil eines Systems von Ausbeutung und Gewalt. «On Surfaces and Structures» ist zugleich die letzte Ausstellung dieser Art: Die Volkart-Stiftung stellt ihre Tradition der kuratierten Video- und Fotoausstellungen in der Coalmine ein. Was bleibt, ist das hauseigene Café mit seiner imposanten Wand aus Suhrkamp-Büchern; der Suhrkamp-Verlag ist eine

weitere Institution, die nur dank Volkart-Geld etabliert werden konnte. Seit einem Vierteljahrhundert betreibt die Firma Volkart, deren Geschäfte durch Heirat ab 1912 an die Familie Reinhart übergingen, keinen Handel mehr. Doch ihre Spuren sind in der Winterthurer Kulturlandschaft weiterhin omnipräsent: in der Sammlung Oskar Reinhart «Am Römerholz» etwa, im Kunstmuseum am Stadtgarten, im soeben wiedereröffneten Fotomuseum.

Die Performance von Stefanie Knobel läuft im ausnahmsweise zugänglichen Innenhof des staatlichen Volkarthauses auch als Film. Der riesige Globus neben dem Bildschirm, erdrückendes Sinnbild für den lukrativen Welthandel, stiehlt der Künstlerin zuerst fast die Show. Doch ihre ausdrucksstarke Performance vermag bald zu packen. Knobels Körper windet sich wie in einem unlösbar Dilemma vor dem weissen Stoff: Es verschmelzen die Bewegungen der Textilarbeiter:innen mit den Verstrickungen der Kunstfinanzierung und einer Reflexion zum White Cube als nur vermeintlich neutralem Ausstellungsraum. DANIELA JANSEN

TIPP DER WOCHE

Dreifaltige Ekstasen

«APPASSIONATA», 1940. FOTO: © 2025 ARCHIVIO CAROL RAMA TORINO



Die Szene, als Maria verkündet wird, sie werde den Erlöser gebären, wirkt hier wie ein Albraum – oder wie eine unheimliche Sexfantasie. Bei Carol Rama nimmt die alte Verwandtschaft der abendländischen Kunst mit christlichen Bildwelten eine spektakuläre neue Wendung. Neben dieser «Verkündigung» sieht die «Leidenschaft» (im Bild) beinahe spartanisch aus. Aber nur auf den ersten Blick: Es ist nicht das einzige Werk der 2015 verstorbenen Turiner Künstlerin, das bei näherer Betrachtung förmlich explodiert. DJ

Carol Rama: «Rebellin der Moderne», in: Bern Kunstmuseum, bis 13. Juli. www.kunstmuseumbern.ch

SACHBUCH

Einfühlksam, nicht idealisierend

Christopher Kopper: «Olga Benario. Ein kurzes Leben im Dienst der Weltrevolution». Suhrkamp Verlag. Berlin 2025. 328 Seiten.

Keine Intellektuelle, keine exponierte Frauenrechtlerin und keine Führungsperson der kommunistischen Bewegung sei sie gewesen, schreibt der Historiker Christopher Kopper – aber doch eine fesselnde Persönlichkeit. Die Rede ist von Olga Benario, die bereits 1928 aus Deutschland fliehen musste, über Moskau nach Brasilien gelangte, von dort 1936 in ihr Heimatland ausgeliefert wurde und 1942 in Naziahaft starb.

Von der 1908 in München geborenen Jüdin ist im Deutschland der Gegenwart nur noch selten die Rede. Während in Brasilien ganze Siedlungen nach ihr benannt werden, scheint der deutschen Erinnerungspolitik die Kommunistin Benario unheimlich zu sein. Wenn man Koppers Biografie liest, ahnt man, warum. Die aus einer bürgerlichen Familie stammende Benario schloss sich als Fünfzehnjährige dem kommunistischen Jugendverband an, zog mit nicht einmal siebzehn nach Berlin-Neukölln, das damals als raues Arbeiterquartier galt, und musste 1928 ins Exil, weil sie den Gefängnisausbruch ihres

Lebensgefährten Otto Braun mitorganisiert hatte.

In der Sowjetunion bewarb sich Benario als eine der ersten Frauen für eine militärische Ausbildung und liess sich wenig später von der Komintern nach Brasilien schicken, wo sie an der Seite des linken Offiziers Luiz Carlos Prestes einen bewaffneten Aufstand vorbereiten sollte. Der Plan scheiterte. Obwohl Benario von Prestes schwanger war, lieferte die brasilianische Regierung sie an Nazideutschland aus, wo sie erst als Linke, dann auch als Jüdin in Haft sass.

Kopper hat aus dieser Vita ein bestens recherchiertes und glänzend geschriebenes Buch gemacht. Dabei rückt er manches zurecht, was in der Geschichtsschreibung der DDR (die Benario als Kultfigur behandelte) verfälscht wurde. Einfühlksam, aber nicht idealisierend zeichnet Kopper das Bild einer unbeugsamen, mutigen und sensiblen Frau, die – wie Eugen Leviné es über die Kommunist:innen seiner Zeit ausdrückte – «als Tote auf Urlaub» lebte und viel zu früh starb. RAUL ZELIK